

Ein Wort, und alle grölen

Der St. Galler Kabarettist Manuel Stahlberger zeigt sich in seinem neuen Soloprogramm meisterhaft lakonisch.

Claudio Weder

Können Guetzli lustig sein? Wenn sie aus Manuel Stahlbergers Ofen kommen, dann schon. Zehn bis zwanzig Kilo hat der St. Galler Kabarettist im letzten Advent gebacken: Mailänderli, aber keine hundsgewöhnliche. Er hat sie detailreich verziert und zu Szenen arrangiert: die Heiligen Drei Könige im Osterstau, die Schlacht bei Sempach, das Wembley-Goal aus 1966.

Er hat aber nicht nur Guetzli gebacken, sondern auch Pizzen, die er – zusammen mit Essiggurken – zu kunstpreisverdächtigen Landschaftsgemälden angeordnet und abfotografiert hat: das Matterhorn, der Niesen, der Urknall. Die Fotos – und vieles mehr – zeigt Stahlberger in seinem neuen Soloprogramm «Es geht», das er noch sechs Mal in der St. Galler Kellerbühne spielt, bevor er damit auf Tour geht.

Moleküle aus Marroni

Das Publikum amüsiert sich bei der Premiere am Dienstagabend köstlich. Neben Guetzli und Pizzen zeigt Stahlberger Bilder einer frei erfundenen Skulpturen-Ausstellung zu den Schweizer Dialekten. Jedem Dialekt hat er ein Denkmal aus Tonmasse geknetet: der Thurgauer Dialekt ist ein klarer, kantiger Würfel, der Appenzeller Dialekt ein undefinierbares Knäuel.

Scurrile Diashows sind seit längerem ein Spezialgebiet des Zeichners und Musikers. Dabei sitzt Stahlberger unscheinbar am Bühnenrand am Laptop, kommentiert kurz und knapp, ohne viel Emotionen. Stahlberger, der Meister-Lakoniker, braucht oft nicht mehr als einen prägnanten Satz oder ein Wort, und das Publikum grölt. Zwar kennt man einige Nummern be-



Manuel Stahlberger zeigt in seinem neuen Programm unter anderem skurrile Diashows.

Bild: Andrea Tina Stalder

reits aus älteren Programmen; doch Stahlberger hat ihnen Upgrades verpasst, neue Pointen oder Aktualitäten eingebaut. Viele Nummern beginnen mit etwas Gewöhnlichem, scheinbar Langweiligem, brechen dann aus ins Fantasielvolle, Absurde. So sind die Marroni-Tiere, die Stahlberger mit seinen Kindern gebastelt hat, bald keine Igel, Strausse, Oktopusse und Eulen mehr, sondern ähneln der Molekülstruktur von PVC oder

Trichloressigsäure. Ähnlich verhält es sich mit seinem Poesiealbum: Mit jedem Blättern darin werden die Sprüche und Zeichnungen skurriler und fantasievoller.

Stahlberger als Jesus

Einen gelungenen Kontrast zu den Diashow-Nummern bilden die atmosphärischen, teils beklemmenden Songs (Musik: Marcel Gschwend aka Bit-Tu-

ner). Sie handeln von einem Geburtstagsfest, das ausartet. Von einem Krippenspiel, bei dem Stahlberger das Jesuskind spielt. Aber auch der Wunsch nach Rückzug ist, wie oft bei Stahlberger, ein Thema, zum Beispiel im Song «Riethüsli». Über das Quartier am Rand der Stadt, in dem Stahlberger wohnt, singt er: «Es het vo allem e chli öppis / aber vo nüttem s best / wenn alli gnoh hend was wönd / blibt s Riethüsli als Rest.»

In einem weiteren Song zeichnet er ein düsteres Bild der Menschheit, welche an einer Aufräum-Weltmeisterschaft teilnimmt: «ein ewiges, mühsames Spiel, bei dem es darum geht, am meisten zu besitzen». Wiederum einen anderen Song kann man als Klima-Dystopie interpretieren: «Es isch heiss, immer so heiss / cha vilicht öpper mol öppis mache degege?» Der Song stellt die Intelligenz der Menschheit in Frage: «Üsi

Hirn flüssed zeme / zumene einzige grosse Superhirn / aber es denkt trotzdem nöd vil.»

Cumuluspunkte aus Gas

Stahlberger ist kein Showman, steht nicht gern im Rampenlicht; dem Grössenwahn auf dieser Welt tritt er mit entschlossener Bescheidenheit entgegen. Er sei sogar so bescheiden, dass er kürzlich ein Selbstüberschätzungsseminar besucht habe, sagt er ironisch. Gegen den Grössenwahn richtet sich auch der «Migros»-Song, der wie eine Fortsetzung seines 2012 veröffentlichten Lieds über den labyrinthischen St. Galler «Neumarkt» wirkt. Migros-Filialen gibt es mittlerweile auf sämtlichen Planeten des Sonnensystems: In der «Migros Jupiter» gibt es Cumuluspunkte aus Gas und Milch in Hektoliter-Packungen. Doch auch im interplanetaren Filialnetz des Grosskonzerns macht sich der grosse Abbau bemerkbar: «De Pluto isch so chli / er dörf kein Planet meh si / da schisst en ah / frühener heter mol en Migrolino gha / immerhin.»

Man merkt Stahlberger gerade in der ersten Hälfte die Nervosität an. Doch die Texthänger überspielt er charmant: «Heute Nachmittag beim Durchlauf hat es eigentlich super geklappt.» Oder: «Ich habe ja noch einige Aufführungen vor mir, und werde jedes Mal besser, davon könnt ihr euch gerne selbst überzeugen.»

Er gibt zu, dass er kein Fan von Premieren ist: «Das Beste ist, wenn sie vorbei ist», sagt er gegen Schluss, und lädt dann sichtlich erleichtert zum Guetzli-Schmaus an der Bar.

Hinweis

Nächste Vorstellungen in der Kellerbühne St. Gallen: 5., 6., 7., 9., 10. und 11. Februar, jeweils 20 Uhr.

«Zu jedem Film einen passenden Drink»

Das Kinok St. Gallen hat eine neue Reihe: Jeden ersten Freitag des Monats steht ein Arthouse-Klassiker auf dem Programm.

Interview: Damian Hummel

Das St. Galler Programmkinok zeigt seit letzten Dezember jeden ersten Freitag des Monats einen Arthouse-Klassiker; am 6. Februar steht «Blade Runner» auf dem Programm. Die neue Reihe «Friday Night Club» soll zudem den Austausch fördern, sagt die Programmverantwortliche Patricia Hinkelbein im Interview.

Wie ist der «Friday Night Club» entstanden?

Patricia Hinkelbein: Die Idee wurde an uns herangetragen. Sven Allenspach, ein St. Galler Coiffeur und Filmliebhaber, der das Kinok-Programm sehr schätzt, kam über die ehemalige «Saiten»-Redaktorin Corinne Riedener mit einem Konzept für ein Festival auf uns zu. Der Gedanke dahinter war folgender: Seine Generation gehört zu den

ersten Digital Natives. Viele Leute, die in den 80er- und frühen 90er-Jahren geboren wurden, haben die heute ikonischen Arthouse-Klassiker, die die Popkultur geprägt haben, bislang nur auf verpixelten Raubkopien oder über Streamingportale gesehen. Viele wünschen sich, diese Werke endlich mal dort zu sehen, wo sie eigentlich hingehören: auf der grossen Leinwand.

Wie sind Sie bei dem Format angelangt?

Wir spielten schon lange mit dem Gedanken, ein Programmfenster zu lancieren, das nicht nur, aber vielleicht speziell diese Generation anspricht. So ist die Idee bei uns auf offene Ohren gestossen. Ein Festival lässt sich in unsere Programmstruktur aber schwer integrieren. Und so haben wir gemeinsam die Idee entwickelt, daraus einen wiederkehrenden Filmabend zu

machen – immer am ersten Freitag im Monat.

Als Nächstes wird «Blade Runner» (1982) von Ridley Scott gezeigt. Wie wurden die Filme ausgewählt?

Die ersten Vorschläge kamen von Sven Allenspach und Corinne Riedener, mit denen wir uns

dazu immer wieder austauschen. Im ursprünglichen Festivalkonzept standen eine Menge konkrete Filmwünsche, die wir jetzt nach und nach zu erfüllen versuchen.

Also wird der «Friday Night Club» nach den ersten vier Vorstellungen weitergehen?

Auf jeden Fall. Bis einschliesslich März steht schon mal das Programm. Und wir sind an der Planung für die folgenden Monate.

Haben die Vorstellungen Besonderheiten?

Im Anschluss an die Vorstellung laden wir zum lockeren Tresengespräch an der Kinok-Bar. Dafür haben wir uns für jeden Film einen passenden Drink überlegt, der am jeweiligen Abend angeboten wird. Der Gedanke ist, dass man sich noch gemeinsam über das Gesehene austauscht. Denn Kino ist nicht nur der reine Filmgenuss, sondern immer auch ein Miteinander.

Wie kommt die Filmreihe bisher an?

Gut! Die ersten beiden Vorstellungen – «Kill Bill» von Quentin Tarantino im Dezember und «Brokeback Mountain» von

Ang Lee im Januar – waren bereits sehr gut besucht. Insofern sind wir sehr zufrieden und haben das Gefühl, dass die Reihe langsam in der Stadt ankommt. Wir hoffen, dass sich der «Friday Night Club» am ersten Freitag im Monat noch weiter herumspricht und fest etabliert.

Hinweis

«Friday Night Club» im Kinok St. Gallen: Nächste Vorstellung am 6. Februar, 21.15 Uhr. Gezeigt wird «Blade Runner» von Ridley Scott.



Harrison Ford in der Rolle des Polizisten Rick Deckard im Science-Fiction-Kultfilm «Blade Runner» (1982). Bild: Imago/Ronald Grant Archive



Patricia Hinkelbein. Bild: zvg